

Lonner & Y. H. Poortinga (Eds.), *Cross-cultural contributions to psychology* (255-275). Lisse: Swets and Zeitlinger.

Eckensberger, L. H. (1996). Auf der Suche nach den (verlorenen?) Universalien hinter den Kulturstandards. In A. Thomas (Hg.), *Psychologie interkulturellen Handelns* (165-197). Göttingen: Hogrefe.

Eckensberger, L. H. (2002). Paradigms revisited: From incommensurability to respected complementarity. In H. Keller, Y. H. Poortinga, & A. Schölmerich (Eds.), *Biology, culture, and development: Integrating diverse perspectives* (341-383). Cambridge, MA: Cambridge University Press.

Eckensberger, L. H. (2010). Kulturvergleichende Psychologie, indigene Psychologien und Kulturpsychologie: Eine harmonische oder disharmonische Familienbeziehung? Bemerkungen aus Sicht der Entwicklungspsychologie. In B. Mayer & H.-J. Kornadt (Hrsg.), *Psychologie – Kultur – Gesellschaft* (175-211). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Eckensberger, L.H. & Burgard, P. (1983). The cross-cultural assessment of normative concepts: Some considerations on the affinity between methodological approaches and preferred theories. In S.H. Irvine & J. Berry (Eds.), *Human assessment and cultural factors* (459-480). N.Y.: Plenum Press.

Eckensberger, L.H. & Plath, I. (2003). Möglichkeiten und Grenzen des „variablenorientierten“ Kulturvergleichs: Von der Kulturvergleichenden Psychologie zur Kulturpsychologie. In H. Kaelble & J. Schriewer (Hrsg.), *Vergleich und Transfer, Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften* (55-99). Frankfurt: Campus.

Jüttemann, G. (2006). *Wilhelm Wundts anderes Erbe: Ein Missverständnis löst sich auf*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kim, U. & Berry, J.W. (Eds.) (1993). *Indigenous Psychologies. Research and experience in cultural context*. Newbury Park, CA: Sage.

Schwemmer, O. (1980). Das Absolute. In J. Mittelstraß (Ed.) *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*. (32-35). Mannheim: Bibliographisches Institut.

Wallner, F.G. & Jandl, M.J. (2006). The importance of constructive realism for the indigenous psychology approach. In U. Kim, K.S. Yang & K. K. Hwang (eds.), *Indigenous and cultural psychology*. (49-72). New York: Springer.

Wundt, W. (1908). *Logik: Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung: Bd. 3. Logik der Geisteswissenschaften*. (3. Aufl.) Stuttgart: Enke.

Adresse

Prof. (emer.) Dr. Lutz H. Eckensberger, Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF), Warschauer Straße 34-38, D-10243 Berlin

Universelle Dispositionen und manifeste Fast-Universalien

Karl Eibl

((1)) Noam Chomsky gebührt das Verdienst, dass er dem Behaviorismus das Konzept der sprachlichen Universalien entgegengesetzt hat: Alle Menschen besitzen einen angeborenen Spracherwerbsmechanismus, der dann in den verschiedenen Einzelsprachen unterschiedlich realisiert wird. Chomsky hat aber seinen eigenen verdienstvollen Ansatz unnötig verkürzt, indem er die Frage nach der Herkunft und der Entstehung dieses Mechanismus von seinem Nachdenken ausschloss. Die Prozesse, in denen der menschliche Geist seine gegenwärtige Komplexitätsstufe und seine besondere Art der angeborenen Organisation erreicht hat, „are a total mystery, as much so as the analogous questions about the physical or mental organization of any other complex organism. It is perfectly safe to attribute this development ‘natural selec-

tion’, so long as we realize that there is no substance to this assertion, that it amounts to nothing more than a belief that there is some naturalistic explanation for these phenomena ... The laws that determine possible successful mutation and the nature of complex organisms are as unknown as the laws that determine choice of hypotheses.” (Chomsky 1972:97; Auseinandersetzung z.B. Pinker & Bloom 1992). So weit sich dieser seltsame Eiertanz nicht der Rücksicht auf die politischen Konstellationen der 60er und 70er Jahren verdankt, ist er nur akzeptabel als eine Art methodischer Agnostizismus: Der Fokus der eigenen disziplinären Kompetenz wird eingeeignet, um ihn leistungsfähiger zu machen, und er kann jederzeit erweitert werden, wenn bestimmte Fragen dadurch besser beantwortet werden können. So hat Chomsky das freilich nicht formuliert. Indem er der Evolutionstheorie eine Platzhalterfunktion ohne jeden Erklärungswert zuwies, sperrte er ein wichtiges Instrument rationaler Erklärung kategorisch aus.

((2)) Anders Christoph Antweiler. Wenn er sich auf den *Phänotyp* der Kulturen konzentriert und die Frage einer *Erklärung* der Universalität kultureller Phänomene explizit zurückstellt, dann hat das nichts mit dogmatischer Ausschließung zu tun, sondern ist eher eine Einladung – ich zumindest verstehe es so – zu weiterem Nachforschen. Antweiler schließt nicht aus, dass einige Kulturuniversalien „direkte oder indirekte Effekte biopsychischer Universalien sind“. Wenn er allerdings hinzufügt: „aber eben nur wenige“ (27), dann wird man entgegenen müssen: Das wissen wir überhaupt noch nicht. Denn die entsprechende Diskussion litt immer darunter, dass die geduldige Erforschung der Zusammenhänge durch pauschale, eher weltanschaulich als wissenschaftlich motivierte Proklamationen und Zwischenrufe unterbrochen wurde. Antweiler stößt bei seinen Ausführungen auf zwei konzeptionelle Probleme. Das erste ist das der Fast-Universalien. Dass (fast?) alle Universalien streng genommen nur Fast-Universalien sind (selbst die als Beispiel gern herangezogene Inzestvermeidung), bedarf dringend der Erklärung. Das zweite ist das ungeklärte Verhältnis von kulturellen und individuellen Universalien (in – fast? – allen Kulturen gibt es Mörder, aber nicht jeder Mensch ist ein Mörder). Wahrscheinlich hängen die beiden Probleme zusammen. Eine Chance zur Klärung besteht m. E. darin, dass man die Evolutionäre Psychologie zu Hilfe nimmt. Sie kann uns daran erinnern, dass Kulturen nicht nur aus Institutionen, Strukturen und Normen, sondern auch aus Menschen bestehen, und dass diese Menschen bereit und fähig sein müssen, die betreffenden kulturellen Muster zu realisieren.

((3)) Die Evolutionäre Psychologie geht davon aus, dass die wichtigsten unserer ererbten Verhaltensdispositionen (Adaptationen) in der Zeit vor der Entstehung von Ackerbau und Viehzucht (vor ca. 10 000 Jahren) entstanden sind. Da nach den bisherigen Erkenntnissen die große Diaspora aus Afrika vor ca. 50 000 bis 100 000 Jahren stattfand, müssen die gemeinsamen ererbten Universalien sogar noch ein Stück älter sein, ganz abgesehen von Gemeinsamkeiten mit anderen Primaten. (Die Frage, wie weit sich später unter dem Selektionsdruck unterschiedlicher Lebensumstände unterschiedliche angeborene Verhaltensdispositionen relevanten Ausmaßes entwickelt haben, lasse ich hier beiseite). Die Evolutionäre Psychologie versucht diese alten Dispositionen mittels der

Methode eines ‚reverse engineering‘ zu rekonstruieren (Tooby & Cosmides 2005).

((4)) Leider ist diese Perspektive sowohl seitens ihrer Anhänger als auch seitens ihrer Gegner immer wieder von vulgarisierenden Verkürzungen bedroht. Die griffige Formel vom ‚Steinzeitgehirn in der modernen Großstadt‘ oder gar ‚im AKW‘ verdeckt leicht, dass dieses Steinzeitgehirn eine Menge Plastizität erworben haben musste, damit es die moderne Großstadt oder das AKW überhaupt hervorbringen konnte. Auch wenn man nicht auf einer Sonderstellung des Menschen im Kosmos beharrt, so gab es jedenfalls einen evolutionären *Sonderweg* der Gattung homo. Die Entwicklung dieser Gattung fiel ins letzte, quartäre Eiszeitalter und war durch entsprechende starke Klimaschwankungen (‚Eiszeiten‘) bestimmt. Andere Gattungen reagieren auf solche Herausforderungen mit neuen, jeweils angepassten Arten mit entsprechenden Körperspezialisierungen. Die Entwicklung vom Homo habilis/rudolfensis zum Homo sapiens folgte einer anderen Strategie (dazu übersichtlich Schrenk 2001): Homo bearbeitete die Umwelt und seinen eigenen Phänotyp und erlangte darin immer größere Fertigkeiten. In der Hitze der Savanne bewegte er sich nackt, in kälteren Zeiten und Gegenden hüllte er sich in schützende Häute und Gewebe, den Fisch fing er vom Boot aus, die Antilope lief er zu Tode, für manche Zwecke fertigte er Pfeile, für andere Faustkeile, und da war es später kein großes Problem, zu Pulver und Blei zu wechseln. Entsprechend sollte man sich nicht damit begnügen, in einer Art Seelenarchäologie die alten Verhaltenstendenzen auch in neuen Gewändern wieder zu entdecken, sondern man sollte, um im Bild zu bleiben, auch die Bedingungen des Hineinpassens in ganz unterschiedliche Gewänder und die Textur und Leistung dieser Gewänder selbst der Untersuchung würdigen. Anders gesagt: Ebenso wichtig wie die alten Adaptationen sind die (ererbten!) Techniken der Einstellung unserer Adaptationen auf verschiedene Umwelten als eine Art Adaptation zweiter Ordnung. Denn hier liegt die biologische Ursache für die *Möglichkeit* der Diversität der Kulturen. Ich erläutere im Folgenden drei Faktoren, die hierfür verantwortlich sind: Die *Modifizierbarkeit/Offenheit* von Adaptationen, die erfahrungsgeleitete *Selektion* beim Einsatz von Adaptationen und die *Sprache* als Medium der kulturellen Erfahrungsspeicherung und -bearbeitung.

((5)) Schon die Instinktausstattung nichtmenschlicher Lebewesen enthält ‚offene‘ Programme bzw. modifizierbare Verhaltensprogramme (Mayr 1988). Zaunkönig-Männchen leben unter Knappheitsbedingungen monogam und beteiligen sich an der Versorgung des Nachwuchses, Wo die Umwelt üppiger ist, bauen sie bis zu fünf Nestern, leben polygyn und überlassen die Sorge um den Nachwuchs den Weibchen. In der kleinen Welt des Zaunkönigs ist das sicherlich eine ganz massive Diversität der Kulturen. Trotzdem würden wir das nicht als Anlass zu der Behauptung nehmen, der Zaunkönig habe sich von Naturzwängen emanzipiert. Mangel und Fülle sind unterschiedliche Reizkonstellationen, auf die er unterschiedlich reagiert. In der Biologie wird diese Bandbreite möglicher ontogenetischer Reaktionen als ‚Reaktionsnorm‘ bezeichnet. Ähnlich finden wir in menschlichen Gesellschaften neben der Kleinfamilie noch andere Formen der

Geschlechterbeziehungen und der Nachwuchsversorgung, je nachdem, in welchen Umwelten sie leben. Ein beliebtes Beispiel sind die polyandrischen Ehen im Hochland von Tibet, die als besondere Anpassung an die karge Umwelt gelten. Das Beispiel kann uns gleich noch einen Schritt weiter führen. Eine beachtenswerte Pointe dieser Form der Lebensgestaltung ist nämlich die Tatsache, dass die Ehemänner dort in der Regel Brüder sind. Die Probleme männlicher Rivalität werden also durch den Mechanismus des ‚kin selection‘ gedämpft: Ein Musterbeispiel für erfolgreiches Triebmanagement.

((6)) Das könnte ein Fingerzeig auf einen grundlegenden Sachverhalt sein: die unterschiedliche Selektion und Funktionalisierung von Trieben in unterschiedlichen Kulturen. William James, der als einer der Urväter der Evolutionären Psychologie angesehen werden kann, meinte, der Mensch habe nicht weniger Triebe als die Tiere, sondern mehr. Doch diese Triebe konkurrieren miteinander. Schon bei höheren Vögeln und Säugern könne man immer wieder beobachten, wie „Gier und Argwohn, Neugierde und Schüchternheit, Zurückhaltung und Begierde, Verschämtheit und Stolz, Umgänglichkeit und Streitsucht“ rasch abwechseln und in einem ähnlich labilen Gleichgewichtszustand verharren wie beim Menschen (James 1909:398). James verwendet die Modellvorstellung vom ‚Reflexbogen‘ und meint, eine der Eigentümlichkeiten der Reflexbogen bestehe darin, dass sie durch andere, gleichzeitig verlaufende Prozesse gehemmt werden. Ein Lebewesen, das mit einem solchen System gehemmter Instinkte operiert, verhält sich nicht mehr ‚instinktiv‘ im geläufigen Sinne, und zwar nicht deshalb, weil es weniger oder keine Instinkte mehr hätte, „sondern vielmehr weil es so viele besitzt, dass sie sich gegenseitig den Weg versperren.“ (ebd.)

((7)) James kann uns auch sagen, was beim Widerstreit der Instinkte den Ausschlag gibt: Die Erfahrung, genauer: die im Gedächtnis verarbeitete und gespeicherte Erfahrung, die uns über mögliche Folgen von Verhaltensweisen belehrt („Erinnerungen, Assoziationen, Urteile und Erwartungen“, James 1909: 396). Bekanntlich kann man auch Tieren die spontanen instinktgesteuerten Reaktionen austreiben, indem man sie z.B mit Schmerzerfahrungen verbindet, und durch Belohnungen kann man sie zu Verhaltensweisen bringen, die ‚normalerweise‘ eher unsinnig wären, die sich aber sogar zu Konditionierungen ausbauen lassen. Ähnlich können auch die menschlichen Erfahrungen zu Erinnerungen an Erfolg und Misserfolg, Lust und Schmerz umgearbeitet werden. Sie stehen dann als Entscheidungshilfe bereit, wenn ähnliche Situationen wieder auftauchen.

((8)) Zu dieser Grundkonstellation von konkurrierenden Trieben und entscheidender Erfahrung tritt nun beim Menschen das Medium der Sprache. Ich lasse die diversen ‚sprechenden‘ Affen oder kommunizierenden Bienen und Delphine hier beiseite. Keine dieser ‚Sprachen‘ ist in vergleichbarem Maß fähig zur Konstruktion von gemeinsamen Weltbildern, die weit Vergangenes, weit Entferntes und auch großzügig Erfundenes umfassen. Die Menschensprache ermöglicht die Erarbeitung eines ‚kulturellen Gedächtnisses‘ als Topik der jeweiligen Kultur. Dazu ist keineswegs, wie

man zuweilen hört, erst die Schrift fähig. Die Befunde der Ethnolinguistik bezeugen vielmehr ganz hervorragende Gedächtnisleistungen der vorschriftlichen Kulturen (z. B. Heesch 1988). Kulturen, so könnte man etwas flapsig sagen, werden konstituiert durch die Eigenart ihrer sprachbasierten Weltkonserven. (Ich habe versucht, das mit dem Begriff der ‚Zwischenwelt‘ zu umreißen.) Der Beitrag der Sprache besteht dabei nicht nur in der Fixierung und dem Austausch von Vorstellungen, sondern vor allem auch in der Regulierung der Triebverwendung. Die Arbitrarität der Sprachzeichen macht ein ‚Gleiten der Signifikanten‘, ein Erzeugen von Stellvertretungen (sozusagen Realmetaphern, Realsymbolen) möglich, mittels dessen neue Auslöser für Verhaltensprogramme hergestellt, neue Endhandlungen als befriedigende Abschlüsse von Handlungsreihen definiert werden können. Ein ergiebiges Beispielfeld ist der Warenkonsum: Jeder Einkaufsbummel wird befeuert durch das Grundbedürfnis nach Nahrung und Kleidung, der Erwerb eines Automobils oder eines Bügeleisens kann mit wenigen Veränderungen umgeschrieben werden in eine Geschichte der erfolgreichen Werbung um einen Geschlechtspartner. Ein kulturell besonders produktiver Triebkomplex ist die Solidarität mit Blutsverwandten, deren genetische Verwurzelung die Soziobiologie sehr plausibel erklärt hat. Sie lässt sich durch Systeme von Stellvertretungen auch auf weit größere soziale Einheiten ausdehnen, auf Glaubensbrüder und -schwestern, auf die Angehörigen des Clans oder der Nation, ja sogar auf Tiere, Pflanzen, Wasserquellen – Totems. Entsprechend gibt es auch das umgekehrte Phänomen, das als ‚Pseudospeziation‘ bezeichnet wird: Die Anderen, die Barbaren, sind gar keine wirklichen Menschen, sondern Angehörige einer anderen, minderwertigen Spezies. Als dritter Beispielbereich seien die gegenwärtig diskutierten absurd hohen Managergehälter genannt. Sie stehen nicht nur in keinem Verhältnis zur Leistung, sondern können auch gar nicht konsumiert werden. Als milieuspezifische Maßzahl für Bedeutung einer (in der Regel männlichen) Person sind sie aber eine wichtige Quelle der Reputation, und an sie wiederum sind die Fortpflanzungschancen geknüpft. Das Ringen um Fortpflanzungschancen aber ist allen Lebewesen als biologischer Imperativ eingebaut – egal, ob man die errungenen Chancen zu nutzen gedenkt oder nicht. Vielleicht könnte man den Managern die Gehälter kürzen, wenn diese Kürzungen gleichfalls mit einem Reputationsgewinn verknüpft wären. Man könnte ihnen Orden dafür verleihen oder sie zu Talkshows ins Fernsehen einladen, wo sie ihre Großzügigkeit darlegen können ...

((9)) Doch nicht nur die ‚Triebe‘ gehören in diesen Zusammenhang, sondern ebenso unsere kognitiven Zugriffe auf die Welt. Auch hier bewegen sich die Diskussionen zwischen den Extremen des uferlosen Relativismus und des bedingungslosen Universalismus. So wird die alte Vorstellung, dass das Denken der ‚Wilden‘ rundum ‚prälogisch‘ oder ‚prärrational‘ sei, immer wieder einmal neu aufgelegt, und andererseits gibt es Deklarationen einer transzendental begründeten universellen Vernunft, die als ‚unhintergebar‘ verordnet wird. Doch auch unser kognitiver Apparat ist unter dem Selektionsdruck von Realproblemen entstanden (dazu besonders Vollmer 2003), als Teil des Überlebens-Instrumentariums, und zwar weit über den traditionell beachteten Kernbestand

von Kausalität und Logik hinaus. Als Beispiel seien nur triadisch genormte Gestalterwartungen genannt, die in der Dichtung, der Philosophie, der Politik und im gemeinen Leben eine herausragende Rolle spielen (Eibl 2008). Sowohl von der Ethnologie (z.B. Horton 1973) als auch von einer biologisch inspirierten Psychologie (z.B. Bischoff 1985) und Kognitionswissenschaft (z.B. Gigerenzer/Selten 2001) wird der Gedanke einer Zweiteilung von Rationalität, eines harten universellen Kerns und einer kontingenten Applikation auf die besonderen Umwelten nahegelegt. Wie, wenn es sich auch hier um das Verhältnis einer überreichen, doch latenten ‚cognitive toolbox‘ und der Aktualisierung von Teilmengen grundsätzlich möglicher Rationalität unter dem Entscheidungsdruck der aktuellen Umwelt handelte?

((10)) Der Umgang mit den biopsychischen Ausstattungen wird durch die kollektiven Erfahrungsschätze und, wie man ergänzen muss, die Vorurteile der Kulturen geregelt (und natürlich auch durch individuelle Erfahrungen). Diese Regelung erfolgt durch (Neu-)Definition der Auslöser und der Endhandlungen und durch Selektion konkurrierender Triebe. Damit ergibt sich eine wissenschaftsmethodologisch etwas heikle Situation. Wenn man die Universalien tiefer legt und beim biopsychischen Apparat ansiedelt, dann werden sie zwar wirklich universell, nämlich als Verhaltens-*Dispositionen*. Aber wenn die jeweilige Kultur immer eine Auswahl aus den zur Verfügung stehenden biopsychischen Universalien trifft, dann wird immer nur ein Teil dieser Universalien manifest, die alternativen Universalien bleiben latent. Latentes aber kann man nicht beobachten, man kann es nur schlussfolgernd erschließen. Gerade Disziplinen, die sich mit einiger Mühe eine empirische Dimension verschafft haben, sind da mit guten Gründen misstrauisch. Andererseits bietet der evolutionspsychologische Blick eine enorme Erweiterung der Basis für Kontrollpeilungen. Wo immer auf etwas Allgemeinmenschliches rekurriert wird – und das geschieht unexplizit auch bei den meisten Gegnern dieser Kategorie –, wird man die Frage nach der evolutionsbiologischen Plausibilität der betreffenden Annahme und nach dem relevanten EEA (Environment of Evolutionary Adaptedness) stellen können. Dieses EEA darf dann freilich keine ‚just-so-story‘, keine zirkuläre Erfindung allein zum Zwecke der Erklärung sein, sondern es muss durch weitere, vom Explanandum unabhängige Indizien plausibilisiert, d.h. selbst wiederum eigenen Kontrollpeilungen unterworfen sein. Das ist nicht immer einfach. Aber warum soll Wissenschaft immer einfach sein? (Hierzu schnell zugänglich Tooby/Cosmides 1997).

Literatur

- Bischoff, Norbert (1985): Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie. München (Piper).
- Chomsky, Noam (1972): Language and Mind. Enlarged Edition. New York u.a. (Harcourt Brace).
- Eibl, Karl (2008): Epische Triaden. Über eine stammesgeschichtlich verwurzelte Gestalt des Erzählens. In: Journal of Literary Theory 2,2 (2008), S. 197-208.
- Eibl, Karl (2009): Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive. Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Gigerenzer, Gerd & Reinhard Selten (2001): Bounded Rationality. The adaptive Toolbox. MIT.
- Heesch, Volker (1988): Humanethologische Aspekte der Sprachevolution.

In: Gessinger, Joachim und Wolfert von Rahden (Hgg.): Theorien vom Ursprung der Sprache. Bd. 2, Berlin (de Gruyter) 1988, S. 196-248.

Horton, Robin (1983): Tradition and Modernity revisited. In: Martin Hollin & Steven Lukas (Hg.): Rationality and Relativism. Oxford 1983, S. 201-260.

James, William (1909): Psychologie. Übers. von Marie Dürr. Leipzig (Quelle & Mayer) (Psychology, 1909, eine kürzere Version von: Principles of Psychology, 1890).

Mayr, Ernst (1988): Eine neue Philosophie der Biologie. Übers. von Inge Leibold. München/Zürich (Piper) (Toward a New Philosophy of Biology 1988).

Pinker, Steven & Paul Bloom (1992): Natural Language and Natural Selection. In: Barkow, Jerome H., & Leda Cosmides & John Tooby (Hg.): The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture. New York & Oxford (Oxford University Press).

Schrenk, Friedemann (2001): Die Frühzeit des Menschen. München (Beck).

Tooby, John & Leda Cosmides (2005): Conceptual Foundations of Evolutionary Psychology. In: Buss, David M. (2005): The Handbook of Evolutionary Psychology. Hoboken (Wiley & Sons) 2005, S. 5-67. Vgl. auch: <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/papers/bussconceptual05.pdf>

Tooby, John & Leda Cosmides (1997): Letter to the Editor of *The New York Review of Books* on Stephen Jay Gould's "Darwinian Fundamentalism" (June 12, 1997) and "Evolution: The Pleasures of Pluralism" (June 26, 1997) http://cogweb.ucla.edu/Debate/CEP_Gould.html

Vollmer, Gerhard (2003): Wieso können wir die Welt erkennen? Neue Beiträge zur Wissenschaftstheorie. Stuttgart/Leipzig.

Adresse

Prof. Dr. Karl Eibl, Koloniestr. 3, D-82194 Gröbenzell

Universelle Theorien versus Universalienuche

Wolfgang Friedlmeier

Einleitung

((1)) Als kulturvergleichender Entwicklungspsychologe kommentiere ich Antweilers Beitrag aus Sicht dieser empirischen Wissenschaft. Ich werde auf vier Themen näher eingehen: die Frage, (a) ob Kulturen völlig offen und konturlos sind, (b) ob Kulturen sich vor allem im Ausmaß von Merkmalen unterscheiden, (c) ob Universalstudien per se sinnvoll sind, und (d) warum es an empirisch kontrollierten Universalstudien mangelt. Ich stimme vielen Argumentationen von Christoph Antweiler zu und meine Kommentare werden dies unterstreichen. Im Unterschied zu Antweiler und aus Sicht der kulturvergleichenden Psychologie bewerte ich die Relevanz einer ausschließlichen Suche nach Universalien kritischer.

Kultur als Möglichkeit und Begrenzung

((2)) Kulturen sind dynamisch, aber nicht völlig offen, durchlässig und konturlos ((7)). Eine „Feier der Grenzenlosigkeit“ tritt in der kulturvergleichenden Psychologie in der Form auf, dass Kultur zu sehr psychologisiert wird. Kultur wird auf eine psychologische Komponente reduziert, die ex-

perimentell variiert werden kann (z.B. Jonas et al., 2009; Gardner, Gabriel, & Lee, 1999).

((3)) Sozialpsychologische Primingstudien gehen davon aus, dass sich kulturelle Dimensionen identisch auf individueller Ebene abbilden und hervorrufen lassen, da jedes Individuum alle Merkmale potentiell verfügbar hat. Independentes und interdependentes Selbst sind zwei kulturelle Dimensionen, die entgegengesetzte Auffassungen über sich und die Beziehung zu anderen repräsentieren: Interdependente Selbstauffassung (sich selbst als Teil wichtiger anderer zu definieren) – typisch für asiatische Kulturen – oder independente Selbstauffassung (sich selbst als einmalig, getrennt von anderen und einzigartig definieren) – typisch für westliche Kulturen – haben unterschiedliche Auswirkungen auf Emotion, Kognition und Motivation (Markus & Kitayama, 2003). In neueren Studien wird angenommen, dass sich „interdependentes Selbst“ bei westlichen Personen oder „independentes Selbst“ bei asiatischen Personen durch Priming hervorrufen lassen. Dabei wird übersehen, dass die Kulturebene nicht auf die individuelle Ebene reduziert werden kann. Die Annahme, dass ein Priming der Beziehungsebene („Wir“ anstelle von „ich“) bei einer Person mit independentem Selbst eine interdependente Selbstauffassung hervorruft, übersieht die Tatsache, dass auch Personen mit independenter Selbstauffassung Beziehungsvorstellungen haben, die aktiviert werden. Dies ist aber noch lange kein Hinweis auf einen Wechsel in der Selbstauffassung. Die Sozialisation, das langjährige Priming (wenn man so will), einer independenten Selbstauffassung führt zur Internalisierung einer Auffassung, die nicht durch einmaliges Priming verändert werden kann. Anstatt Kultur zu psychologisieren, wäre es wichtiger, kulturelle Modelle näher zu bestimmen (z. B. Praktiken, Rituale und Kommunikationspraktiken), die dieses kulturelle Merkmal prävalent werden lassen.

Kulturelle Differenzen in Form von unterschiedlichem Ausmaß

((4)) Kulturelle Differenzen sind eher durch die unterschiedliche Stärke bzw. Hierarchie von weitgehend geteilten Eigenschaften gekennzeichnet und nicht durch spezifische Eigenschaften und Merkmalsbündel ((8)). Ein gutes Beispiel sind Darbietungsregeln, d.h. Regeln, wann und wie emotionaler Ausdruck zu regulieren ist (z.B. Maskierung, Neutralisierung, Abschwächung, Intensivierung). Die Darbietungsregeln sind universelle Merkmale, aber die Anwendung variiert kulturspezifisch. Dennoch führen diese Variationen nicht zu einem reinen „Interaktionseffekt“. So zeigen Analysen, dass in verschiedenen Kulturen die Anwendung von Darbietungsregeln beim Erleben von negativen Emotionen (z.B. Ärger, Verachtung, Traurigkeit) in privaten versus öffentlichen Situationen nicht völlig umgedreht wird. So findet sich keine Kultur, in der ein offenerer Emotionsausdruck in öffentlichen verglichen zu privaten Situationen als angemessen angesehen wird. Es lassen sich daher auch für die Anwendung der Darbietungsregeln universelle Merkmale bestimmen (Matsumoto et al., 2009). Zugleich treten aber kulturspezifische Variationen auf, die relevant sind,